„Es war atemlos“

Rundfunkhistorisches Gespräch mit Alfred Eichhorn (Auszüge)

Alfred Eichhorn, geb. 1944, studierte Journalistik in Leipzig, 1967 bis 1991 arbeitete er im Rundfunk der DDR, moderierte Magazinsendungen und war ständiger Autor des II. Programms von Radio DDR. Im DDR-Fernsehen präsentierte er zudem die Quizsendung „Spielstraße“. 1990 bis 1991 letzter Chefredakteur von RADIO DDR; 1993 bis 2009 Redakteur und Moderator im SFB (vorwiegend „FORUM – Die Debatte im Inforadio“); seit 2009 freier Journalist, Berater und Moderator unterschiedlicher Veranstaltungen.

Margarete Keilacker führte mit Alfred Eichhorn am 22. November 2017 ein Gespräch über seine journalistischen Erinnerungen.

Schildern Sie doch zunächst mal: Wie war Ihr Zugang überhaupt zum Journalisten-Beruf und dann auch zum Rundfunk?

Dieser Zugang begann möglicherweise schon in der Schule. Wir hatten in der Grundschule – also in die ging man, bis man 14 Jahre alt war – Wandzeitungen und solche Aktivitäten und gestalteten in dieser Weise auch die Schulräume aus. Das habe ich sehr aktiv gemacht. Dann hat mich in dieser Zeit ein Mann sehr fasziniert, der in der DDR ein wirklicher Star war. Obwohl es in der DDR Stars eigentlich gar nicht gab – Heinz Florian Oertel. Oertel, ein Mann Jahrgang 1927. Das war ein Reporter, der an sage und schreibe 17 Olympischen Spielen teilgenommen hat, schon als ganz junger Mann 1952 zum ersten Mal in Helsinki. Er hat von sechs Fußballweltmeisterschaften berichtet und war auch ein Fernsehunterhaltungsmann. Er hatte eine ungeheure Sprachkraft. Er brachte, sagen wir mal, in den alles in allem doch ziemlich geregelten DDR-Alltag sehr viel Farbe, sehr viele Bilder, und das war nicht so ausgeprägt in der DDR. Dieser Mann hat mich fasziniert und ich habe ihn dann nachgeahmt. Es gab in der DDR eine Talentebewegung – junge Talente, regelrechte Wettbewerbe, und ich habe mir ein Kohlekörnermikrofon gekauft, mit einer Flachbatterie betrieben, kostete zehn Mark, und habe Sportreportagen aus dem Kopf, aus der Fantasie nachgesprochen. Da gab es auch regelrechte Wettbewerbe. Ich habe da mindestens drei Mal eine Biografie von Wilhelm Pieck gewonnen als Preisträger.

Also das waren die Urformen, weil ich Sportreporter werden wollte. Das klappte nicht, weil der Zugang sehr schwierig war. Da bin ich dann zum Journalismus direkt gekommen, durch, man muss schon sagen, durch Beziehungen. Eine Art Großtante war Sekretärin bei der mitteldeutschen Tageszeitung „Freiheit“ in Halle – ein SED-Bezirksorgan. Der Chefredakteur zu dieser Zeit war Rudi Singer, ein ziemlich einflussreicher Journalist und Medienfunktionär, dem ich dann später im Rundfunk wieder begegnet bin. Dieser Rudi Singer hat zu meiner Großtante gesagt: „Na dann schicke den Jungen doch mal her“. Und dann bin ich quasi aus Großzössen im Kreis Borna nach Halle gefahren und habe dort ein Volontariat in der Stadtredaktion der „Freiheit“ begonnen. Ich will damit nur sagen, auch solche Wege, solche Dinge waren in der DDR möglich. Ein reiner Zufall und Glücksfall, ich war zu der Zeit natürlich parteilos und habe da in der Stadtredaktion Leute getroffen, denen ich sehr achtungsvoll begegnet bin. Leute, die zum Teil auch aus Betriebszeitungen kamen, also, wie man damals sagte, aus der Arbeiterklasse. Von dort bin ich mit ein, zwei Aufnahmeprüfungen und -gesprächen direkt an der Fa-

kultät für Journalistik immatrikuliert wurden in Leipzig. Die damals noch eine journalistische Fakultät war, später ja dann zur Sektion und zum Institut wurde. Diese Zeit in der Journalistik-Fakultät hat mich als quasi Junge vom Dorf natürlich, ich will nicht sagen ergriffen, aber doch sehr geprägt. Da kam man mit Leuten zusammen wie Hermann Budzislawski zum Beispiel. Budzislawski ist 1978 gestorben. Er war Dekan der Fakultät, als ich dahin kam. Ein Mann, der aus dem Exil in den Vereinigten Staaten kam, der sich selber als die berühmteste Frau Amerikas bezeichnete. Er war Ghostwriter für eine bekannte amerikanische Journalistin. Budzislawski, er war ein Stück der „Weltbühne". Also da schwang wahnsinnig viel Geschichte mit, und von solchen Leuten wurde man geprägt – also ich jedenfalls – an der Fakultät.

Und wurde da weggeschickt zu einem Praktikum. Dabei kam ich in die Hände von Walter Nowojski. Walter Nowojski ist auch ein in der DDR wichtiger Journalist gewesen. Er hat die Kulturabteilung bei Radio DDR geleitet und war später in der Funkdramatik im DDR-Rundfunk. Er ging zum Fernsehen, dann später zur „Neuen Deutschen Literatur". All die Schritte nicht grade freiwillig, weil immer irgendetwas mit ihm geschah, was der Partei oder der Obrigkeit nicht gefiel. Dieser Mann, dieser Nowojski, hat dann später sich einen Namen gemacht, also nach 1989, in dem er die Schriften von Viktor Klemperer herausgab. Mit Klemperer hat er sich schon ewig beschäftigt. Davon hat er auch erzählt. Also der Mann hat mich fasziniert, weil er anders war als das Gros derer, denen ich im Rundfunk im Praktikum begegnete.

Das waren so Zugänge, persönliche Zugänge, die mich zum Journalismus und zum Rundfunk gebracht haben. Ich freue mich ja schon, dass Sie mich fragen, wie ich zum Rundfunk gekommen bin, wie ich zum Journalismus gekommen bin. Denn gewöhnlich wird man gefragt, wie konnten Sie denn in der DDR Journalist werden? Das ist so eine der typischen Fragen, die von jungen, aber auch von älteren Leuten aus der, sage ich mal, alten Bundesrepublik gestellt werden. Soviel vielleicht zu meinen ersten Schritten in den Journalismus. Start „Freiheit" in Halle und ich weiß noch wie heute, wenn ich nach Hause fuhr, am Bahnhof: eine Million lesen die „Freiheit". Da war man natürlich stolz wie ein Spanier, zu diesen Machern zu gehören.

Sie haben Ihr Volontariat bei der „Freiheit" gemacht. In der DDR war es ja üblich, dass man dann normalerweise wieder dahin zurück kam nach dem Studium, wo man hergekommen war. Nun sind sie aber nicht mehr zur „Freiheit" zurück, sondern sind zum Rundfunk. Wie kam das?

Das kann ich Ihnen so genau nicht sagen. Ich weiß nur so viel, dass sich das von selber verbat, weil ich an der Fakultät für Journalistik in die Rundfunkgruppe kam. Weil ich ja immer schon zum Rundfunk wollte. Es gab zu der Zeit, als ich da studierte, eine Rundfunkgruppe, eine Fernsehgruppe, mehr oder weniger eine Fotogruppe und das große Gros der Zeitungsjournalisten. Ich habe dann dort wieder einen Mann gefunden, der zu meinem Vorbild wurde, aber auch zu meinem Förderer, und das war Doktor Willy Walther. Doktor Willy Walther war Dozent an der Fakultät, aber er war gleichzeitig auch ein Mann, der nicht nur dozierte und lehrte. Der auch praktisch journalistisch arbeitete. Er hatte eine nicht unbekannte Sendung im Rundfunk der DDR, bei Radio DDR, gestaltet und moderiert: „Die pädagogische Sprechstunde". Dieser Mann hat mich weiterhin für den Rundfunk begeistert.

Wie ich dann nach Berlin gekommen bin, das weiß ich nicht. Es gab an der Fakultät für Journalistik eine sogenannte Einsatzkommission, der ich persönlich selber nie begegnet bin. Es war immer die Rede von einem Genossen Fröhlich, der die Studenten, sagen wir mal, je nach Notwendigkeit, wie das die Partei sah, verteilte auf Zeitungen, Illustrierte, Fernsehen, Rundfunk. Ich bin zum Rundfunk gekommen und zwar sofort nach Berlin zur Kulturredaktion von Radio DDR, wo ich den eben beschriebenen Walter Nowojski kennenlernte. Keine Ahnung warum.

So kamen Sie also zum Rundfunk der DDR. Wann war das?

Das war 1967. Das war insofern ein kurioses Jahr, als die Parteiführung versuchte, die sogenannte „Bitterfelder Konferenz" zu beleben. „Bitterfelder Konferenz", das waren Zusammenkünfte, die fanden im Jahr 1959 und 1964 statt. Da hat man versucht, das künstlerische Schaffen zu verbinden mit der Produktion, mit der Arbeiterklasse. Also ein ziemlich strukturierter und organisierter Prozess, der aber nie so richtig klappte – wie gesagt 1967 Wiederbelebung. Da fiel dem Rundfunk der DDR ein, wir machen eine Sendereihe. Die Überschrift hieß damals: „Das müsste doch zu machen sein". Der Sinn war, die Werktätigen hören Nachrichten, befassen sich mit Aktualitäten und machen Kunst daraus. Also quasi die letzte Meldung und die wird zur Kunst. Also ein sehr rigides Verständnis von Schöpfertum und Kunst überhaupt. Es wurde auch im Kollegenkreis belächelt und so. Aber einen Dummen hatten sie gefunden, der das machte. Das war ich. Ich war kaum in der Nalepastraße. Ich wurde regelrecht auf eine Bühne gestellt, habe mir zwei Anzüge gekauft und moderierte da große Bühnenshows. Da trafen Werktätige aus dem VEB Kombinat Bitterfeld auf die Arbeiter aus Wolfen. Im nächsten Monat haben die Menschen der Schokoladenfabrik in Pößneck gegen die Druckerei Pößneck gekämpft. Sie machten Vierzeiler, haben Lieder gesungen. Es gab eine Jury. Das war für mich alles in allem natürlich eine tolle Zeit, weil das ein Traumstart zunächst mal für einen jungen Kollegen war, der in aller Regel sonst nur Nachrichten schreibt oder irgendwas verwaltet. Ich wurde auch beäugt von den alten Hasen. Es gab auch in der DDR beim DDR-Rundfunk so Showmaster wie Günter Hansel und so Leute, die man heute möglicherweise nicht mehr so kennt. Aber ich habe dort Folge für Folge, Monat für Monat diese Sendereihe gemacht. Das war mein Start in der Kulturredaktion.

Ich kam dann, das war in der DDR offenbar so üblich, da ich nicht erfolglos wirkte, von der Kultur in die Politik. Nach dem Motto: „Du kannst das und das und jenes. Du musst uns jetzt helfen". Dann kam ich in die, man würde sagen, Zeitgeschehen-Redaktion und war in jenen Jahren dann mit dabei, als die Magazine erfunden wurden. Der DDR-Rundfunk hat noch vor dem Westdeutschen Rundfunk die Form des Radiomagazins, also der Vermittlung von Politik gemischt mit Musik, erfunden. Das war dann quasi der nächste Schritt, den ich im Rundfunk gegangen bin. Zudem muss ich sagen, dass Rundfunk natürlich in jenen Jahren etwas anderes war von der ganzen Erscheinung her, als es heute der Fall ist. Heute können sie Rundfunk machen aus einer Küchenstube oder aus einem Nebenzimmer. Der Rundfunk der DDR war eine riesengroße Kulturinstitution. Es waren zum Beispiel in der Hauptabteilung Musik fast tausend Mitarbeiter in Berlin und Leipzig, die fast alle festangestellt waren. Es gab da zwei Symphonieorchester. Es gab zwei Chöre, Unterhaltungsorchester, drei Tanzorchester, Kinderchöre. Das übertrug sich auf das Gesamtklima des Hauses. Es war eher wie ein Theater. Ein Intendant war dort auch nicht nur irgendein politischer Verwalter, sondern er hatte diese

Kulturinstitution zu leiten. Das gleiche trifft für die Funkdramatik zu. In der Funkdramatik im DDR-Rundfunk waren etwa 150 Menschen beschäftigt. Auch fast alle Regisseure, fast alle festangestellt im Gegensatz zu Gepflogenheiten, wie wir sie heute kennen. Ich habe nochmal in der Statistik nachgesehen. Allein im Jahr 1987 wurden 71 Hörspiele im DDR-Rundfunk produziert, 24 Kurzhörspiele, jede Menge Kinderhörspiele. Das ging in die Hunderte und so weiter. Also das war natürlich auch eine Umgebung, die mich für diesen Rundfunk eingenommen hat. Der politische Alltag, das ist dann eine ganz andere Geschichte.

Also Zeitgeschichte, welche Magazine waren das, wo sie sich vorwiegend mit beschäftigt haben? Oder hatten Sie gleich die Verantwortung für eins?

Nein, die Verantwortung hatten andere. Wir begannen mit dem Morgenmagazin und einem Mittagsmagazin. Also alles Sendeformen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Wir haben, wenn ich sage wir, meine ich relativ junge Journalisten, uns Gedanken gemacht um die Wirksamkeit des Rundfunks und die Verbesserung der Wirksamkeit, weil uns natürlich klar war, unter welchen Missständen vieles geschah. Wir haben uns bemüht, ein hörbares Programm zu machen. Wir haben uns bemüht, ein fließendes, durchgängiges Programm zu machen – weg von irgendwelchen Standards oder von irgendwelchen festen Rubriken. Das hat sehr viel Kraft gekostet, ist oft auch auf Widerspruch gestoßen, auch was die Bestückung von Musik mit diesen Programmen betrifft. Wir haben Konzeptionen über Konzeptionen geschrieben in so genannten Ideenkonferenzen, die nur minimal verwirklicht wurden und nur minimal Gehör fanden. Weil wir immer wieder merkten und dann später natürlich ganz deutlich sahen, wer das Sagen hatte und wer die Strukturen im Rundfunk bestimmt. Nichtsdestotrotz, wir haben vieles versucht.

Sie haben aber mal Magazine moderiert?

Ja, ich habe Magazine moderiert. Ich bin von der Kulturredaktion in die Zeitgeschehen-Redaktion, bin dort bald stellvertretender Redaktionsleiter geworden und später auch Redaktionsleiter der aktuellen Politik von Radio DDR – so hieß das. Ich habe auch in dieser ganzen Zeit, wo ich also auch Leitungsfunktion hatte, andere anleiten und mich um Strukturen sowie Abläufe kümmern musste. weiter journalistisch gearbeitet und immer, vornehmlich am Freitag, ein dreistündiges Magazin moderiert, „Magazin am Nachmittag“ hieß das. Das hat mir eigentlich gut getan, weil ich da nie, sagen wir mal, in eine Sphäre gekommen bin, wo du nur noch Verwalter oder politischer Administrator von Journalismus bist, was in der DDR eigentlich die Regel war. Das hat mir später dann auch geholfen. Und ich muss doch nochmal zurückkommen. Ich glaube, der Impetus so zu verfahren, kam nicht zuletzt auch von so einem Mann wie Willy Walther, der Theorie immer mit Praxis verbunden hat.

Sie wurden dann aber auch Redaktionsleiter?

Ende 1979 wurde ich Redaktionsleiter bei Radio DDR, zehn Jahre später Chefredakteur des Senders. Als die eilige Umbenennung des Senders in RADIO AKTUELL erfolgte, blieb ich Chefredakteur, dann schon berufen durch Christoph Singelnstein, der zu dieser Zeit geschäftsführender Intendant in der Nalepastrasse war.

Sie waren aber auch ständiger Autor von Radio DDR II.

Man muss wissen, die dritten Programme in der Bundesrepublik waren die Kulturprogramme und die Programme der Reflexion. So war das auch mit dem Zweiten Programm von Radio DDR. Ich glaube, die Hamburger „Zeit“ schrieb mal, das zweite Programm von Radio DDR ist das beste unter den dritten. Da gab es große Spielwiesen. Man konnte dort aus dem Alltag ausbrechen und konnte in längeren Sendeformen arbeiten. Das habe ich getan. Meistens in einer Sendereihe, die hieß „Montag viertel vor Zehn“. Das waren Dreiviertelstunden-Interviews mit Kulturschaffenden oder Kulturtheoretikern et cetera. Aber auch in so Sendereihen wie „PS. Zu einem Lebenslauf“, wo man Leuten nachspürte. Also wie sieht er/sie das jetzt, wie sind sie geworden, zu dem was sie sind. Das hat viel Spaß gemacht.

Sie deuteten vorhin schon an, dass natürlich nicht alles auf Gegenliebe gestoßen ist, was Sie da gemacht haben. Welche Themen sind Ihnen denn sozusagen total verwehrt wurden.

Mir sind keine Themen verwehrt wurden im DDR-Rundfunk. Das liegt möglicherweise daran, dass ich von vornherein wusste, wie weit ich gehen kann, was ich probieren kann. Es gab natürlich Fragen und Nachfragen. Ich habe zum Beispiel Willy Brandt interviewen wollen. Und zwar in der Zeit, als er Chef der Nordsüdkommission war. Da habe ich ein Telefax an Willy Brandt geschrieben: „Sehr geehrter...“ und so weiter und so fort, „Würden Sie uns freundlicherweise zu den und den und den Punkten ein Interview geben?“. So ein Post- beziehungsweise Faxverkehr in die Bundesrepublik, der musste in der DDR gegengezeichnet werden vom Intendanten. Man konnte sich nicht einfach an den Fernschreiber oder an das Faxgerät setzen und solche Dinge versenden. Das habe ich geschrieben, es ging in das Büro des Intendanten.

Wer war das damals?

Das war Rolf Schmidt. Nach zwei oder drei Stunden kam der stellvertretende Chefredakteur zu mir, der hieß Heinz Winter. Übrigens beide Kollegen, Menschen, denen ich auch noch heute mit Achtung aus verschiedenen Gründen entgegentreten würde, wenn sie unter uns wären. Dieser stellvertretende Chefredakteur Heinz Winter sagte: „Alfred, hier ist dein Telefax, der Rolf“ – der Intendant Rolf Schmidt – „hat gesagt, hier gib das dem mal wieder, der spinnt wieder“. Es passierte nichts, aber „der spinnt wieder“. Man akzeptierte solche Sachen, aber ja: Wenn sie wollen, ist das natürlich ein Verbot gewesen. Oder viel später, das war dann schon fast am Ende, als Markus Wolf auf sich aufmerksam machte durch beginnende Buchpublikationen und so weiter und so fort. Da habe ich gedacht: Mensch, mit dem musst du doch mal reden. Zumal ich glaube, das war das Jahr 1987, sein Vater, der Dramatiker Friedrich Wolf, wurde 100 Jahre alt. Da habe ich beim Ministerium für Staatssicherheit der DDR angerufen und habe gesagt: „Ich bin der und der, würden Sie mir freundlicherweise mal einen Zugang – Telefonnummer oder Adresse – von Markus Wolf geben“. Und an dem Tag wurde ich von Station zu Station in diesem Ministerium verbunden mit dem Resultat, dass es kein Resultat gab. Etwa eine Stunde später wurde ich zu dem schon genannten Intendanten Rolf Schmidt bestellt und der sagte: „Du willst ein Interview mit dem Markus Wolf machen?“. Ich

sagte: „Ja, Rolf“. „Hm, na weißt du nicht, dass wir da eine Stelle haben im Haus, die so was macht“. Er meinte folgendes: Es gab in großen Betrieben, also auch im Rundfunk der DDR, eine sogenannte Hauptabteilung eins. Eine Hauptabteilung I, die vermittelte Kontakte zur Armee, zur Polizei, zu Sicherheitsorganen, ganz allgemein. Und die haben das dann auch vermittelt. Ich habe dann im Jahr 1987 auch meinen Termin mit Markus Wolf gemacht, habe ein fast einstündiges Interview über seinen Vater geführt, über seine Beweggründe. Also es gab immer wieder Bremsen, wenn man solche Versuche machte. Aber es gab für mich kein Verbot.

Und auch keinen richtigen Zusammenstoß, sondern nur solche Bremsen?

Solche Bremsen. Es gab relativ wenige Zusammenstöße im Sender Radio DDR. In der ganzen Zeit, in der ich da gearbeitet habe und das waren 20 Jahre, sind zwei Kollegen entlassen worden, aus den Reihen des Rundfunks entfernt. Das waren der Kollege Dietmar Meinhold und der Kollege Klaus Bredel. Klaus Bredel, nebenbei gesagt, der Sohn des Arbeiterschriftstellers Willi Bredel. Beide hatten sich engagiert im Zusammenhang mit der Ausbürgerung von Wolf Biermann. Sie haben auch nicht lockergelassen. Beide sind entlassen worden, haben dann unter unsäglichen Bedingungen in der DDR in Museen und so gearbeitet, bis sie ausgebürgert wurden in die Bundesrepublik. Beiden bin ich dann im Westen in der Masurenallee im Haus des Rundfunks wieder begegnet. Das sind die einzigen Fälle, wo Leute geflogen sind. Ich hatte selber, was Biermann betrifft, insofern eine Begegnung wieder mit meinem Intendanten, mit Rolf Schmidt. Diese Biermann-Geschichte vollzog sich im November. Zu der Zeit war in Leipzig die Dokumentar- und Kurzfilmwoche. Für uns Journalisten, also für mich jedenfalls, ein Schaufenster zur Welt. Man begegnete vielen Leuten. Man kam da in Gespräche. Ich bin da mindestens 20 Mal hingefahren. Dort auf der Filmwoche habe ich ein Gespräch geführt, ich weiß gar nicht mehr mit wem, über Biermann und habe da wohl sinngemäß gesagt: „Na so ein Quatsch, die müssen doch einen Knall haben, diesen Mann auszubürgern. Das fällt doch auf uns zurück“. Als ich in Berlin ankam, bestellte mich der Intendant und sagte: „Alfred, du hast dich in Leipzig zu Biermann geäußert“. Ich sagte: „Ja“. Und das war es. Damit sehen Sie, dass es immer ein wachsames Auge gab auf solche Dinge.

Da haben Sie mit dem „Richtigen“ geredet.

Ich weiß nicht, mit wem ich geredet habe. Oder noch viel harmloser: Zur Messe saß man in diesen Messegaststätten, Journalistenclubs, rum. Da kam Lutz Lehmann, Korrespondent der ARD, an unseren Tisch. Der kannte jemanden aus unserer DDR-Runde und kam ein zweites Mal zurück mit einem Tablett Schnaps. Und diesen Spruch vergesse ich nie, und sagte: „Der ARD, der tut es nicht weh“ und stellte uns den Schnaps hin. Auch in diesem Fall, nach meiner Rückkunft in Berlin der Intendant Rolf Schmidt: „Alfred, ich habe gehört, du hast mit der ARD Schnaps getrunken“. Also es war schon gespenstisch, aber man hatte sich an diesen Zustand, ich will nicht sagen gewöhnt, davon hat man gewusst und damit hat man gelebt.

Das ist ja nicht überall so zugegangen, wie Sie das jetzt beschreiben. Kann es sein, dass das vielleicht am Intendanten lag? Dass er mehr im Hause so glättend gewirkt hat?

Also der Intendant war, ich würde sagen, ein feiner Mensch. Er hat sich auch vor seine Kollegen gestellt in jenen Jahren vor dem Mauerfall, wo die Kinder nach dem Westen gegangen sind. Dann kam der Redakteur und sagte: „Du, Rolf, mein Sohn ist drüben geblieben“. Und da habe ich in vielen Fällen gehört, dass er sich vor diese Leute gestellt hat. Ja, er war einfach ein feiner, ein lebenserfahrener Mensch. Was sein Verhältnis zur Partei betraf, wie ich das heute beurteile, war er natürlich ganz tief und eng mit der Partei und der Bewegung verbunden. Aber eben auch aus einer früheren Zeit. Das ist überhaupt interessant gewesen, wie verschiedene Leute, meine Chefs, wie die zur Partei standen. Da gab es die, die aus dem Widerstand kamen. Deren Eltern oder sie selber noch in der Resistance waren oder so in die Kommunistische Bewegung kamen. Dann gab es Leute wie diesen Rolf Schmidt, die von klein an in Parteischulen unmittelbar nach Gründung der DDR zur Partei gekommen sind. Die auch völlig erschüttert dann den Zusammenbruch der DDR erlebt haben. Es gab, das waren nicht wenige, Leute, die erst Mitte der DDR zur Partei und zu dieser ganzen Ideologie und zu diesen ganzen politischen Bewegungen kamen. Wir nannten sie „Präsent 20“-Kommunisten. Also es waren Leute, die trugen in der DDR entwickelte Anzüge – „Präsent 20“-Anzüge. Die hatten für uns, für meine Generation, lange nicht diese, sagen wir mal, Vorbildwirkung wie ein Mann wie Budzislawski, von dem ich sprach. Man tut den Leuten vielleicht auch Unrecht, aber von denen habe ich Abstand gehalten. Das war auch jene Gruppe von Leuten, die erschrocken geschaut haben dann auf die Gorbatschow-Ära. Als Gorbatschow zwischen 1985 und 1991 Generalsekretär wurde und nach dem 27. Parteitag Glasnost und Perestroika ausgerufen hat – große Hoffnungsmomente für uns im Journalismus – wehrten sie schon ab, weil sie auf Grund ihrer Erfahrung wussten, hier läuft was schief.

Sie haben in dieser Zeit auch irgendwann, ich habe nicht herausbekommen wann, im Fernsehen die „Spielstraße“ moderiert.

Das stimmt, ja. Ich galt durch diese erwähnte Sendereihe „Das müsste doch zu machen sein“ irgendwie als Nachwuchstalent auf irgendwelchen Bühnen. So dass man mich fragte, ob ich das machen könnte. Das war im Haus der Heiteren Muse. Das ist ein Gebäude gewesen in Leipzig, was es schon nicht mehr gibt. Dort wurden Fernsehaufzeichnungen gemacht. Da habe ich die erste Spielshow/ Rätselsendung/ Raterunde moderiert, wo die Preisträger Geld bekamen. Da gab es ich weiß nicht wie viele Folgen. Das war natürlich ein Riesenabenteuer für mich, aber das ging dann zu Ende, weil das Fernsehen kein Geld mehr hatte. Aufgrund des Berlin-Jubiläums wurden da Mittel abgezogen. Es lief im zweiten Programm, ein oder zwei Mal im ersten Programm. Ich habe keine Erinnerungen mehr, wie erfolgreich oder nicht erfolgreich das war. Ich habe nur unglaubliche Erfahrungen gemacht, wie Fernsehen in der DDR funktioniert. Man wurde eingekleidet in einem Exquisit-Laden in Berlin. Alles schön in Brauntönen, grüner Binder und so. Und dann kam man nach Leipzig ins Haus der Heiteren Muse. Da stellte man fest: „Oh, die haben doch die Dekoration so und so gemacht. Er muss was Blaues haben“. Dann wurde man in das nächste Geschäft gefahren und kriegte Anzüge, die zur blauen Dekoration passten. Also unglaublich. Und so funktionierte vieles in der DDR, offenbar nicht nur im Fernsehen, auch in der Industrie. Ich kann mich noch erinnern – Fernsehen in Halle. Da hatte ich „Burgparty“ oder so ähnlich hieß die Sendung, weiß nicht mehr genau. Da hatte ich ein Gespräch mit Theo Adam zu machen und mit anderen. Da musste das „Lied an den Mond“ eingespielt werden am nächsten Tag. Das

„Lied an den Mond“ war in Halle nicht aufzutreiben. Da ist ein Wolga von Halle nach Berlin gefahren und hat das „Lied an den Mond“ im Bandkarton geholt. Also solche Absurditäten gab es im Alltag.

Das gab es aber nicht nur in der DDR zu dieser Zeit?

Das weiß ich nicht.

Denke ich jedenfalls. Können Sie sich erinnern, wann das war mit der „Spielstrasse“?

Die „Spielstrasse“ gab es im II. Programm des DDR Fernsehens Mitte der 80er Jahre. 1987 wurde sie eingestellt, da man alle Mittel für das Berlin-Jubiläum brauchte.

Wollen Sie zum DDR-Teil direkt, also bis zur Wende, noch etwas ergänzen?

Ja, gern. Die ganze Zeit im DDR-Rundfunk war natürlich geprägt von vielen Zweifeln an dem, was wir machen. Wir merkten, dass wir in einem politischen Magazin et cetera oft über die Köpfe hinwegredeten, die Dinge nicht beredeten, nicht bebilderten, wie man es hätte machen sollen. Es gab auch im DDR-Rundfunk einen Rhythmus von Anweisungen durch das Zentralkomitee. Wir hatten einen ganz strikten Ablauf, wie diese Anweisungen, genannt Argus, eingehalten werden sollten. Die waren oft so absurd, dass die, die sie gaben, schon selber nicht daran glaubten. Viele der Hinweise wurden auch gar nicht überprüft, ob sie eingehalten wurden oder nicht. Aber es gab immer wieder auch in dieser Zeit Momente, Ereignisse der Hoffnung, wo wir dachten, es bewegt sich was. Sagen wir mal, solche Sachen wie, Gorbatschow habe ich schon erwähnt, aber auch schon vorher das „SED-SPD-Papier“, also die Verständigung der beiden Parteien, im August 1987 wurde das veröffentlicht. Da dachte man: Hier dreht sich was. Hier bewegt sich was. Hier werden Dinge möglich. Noch bedeutender war weit vorher, das war im Sommer 1975, die KSZE-Schlussakte von Helsinki. Das ist ein Dokument, das in der DDR, nebenbei gesagt, in allen Zeitungen verbreitet und abgedruckt wurde – in der Bundesrepublik nicht. Das hat uns immer wieder Hoffnung gemacht. Wir dachten immer wieder, dass die starren und lähmenden Momente beseitigt würden. Dass die wegfallen. Das hatte natürlich seinen Höhepunkt in der Gorbatschow-Ära mit Glasnost und Perestroika 1986.

Aber spätestens mit dem sogenannten „Sputnik“-Verbot im Jahr 1988 brach das alles zusammen. Dazu muss man sagen, „Sputnik“ war ein Magazin, das wichtige politische, historische Ereignisse in der Sowjetunion und in der internationalen Geschichte reflektierte. Es gab eine deutsche Ausgabe und dort wurde dann nach der Perestroika und nach Glasnost sehr freimütig auch über Entwicklungen in den kommunistischen Parteien berichtet. Das war natürlich von einem Punkt an der DDR zu viel. 1988 Verbot und dann merkten wir schon, es wird hier bald zu Ende gehen. Damit will ich nicht sagen, dass man das Ende der DDR zu der Zeit schon vorausgesehen hätte. Das war nicht der Fall, aber die Bestrebungen der Liberalisierungen und der Lockerungen waren spätestens an dem Tag vorbei. Bezeichnenderweise gab es auch da unter den Generationen Unterschiede in den Wahrnehmungen. Meine Generation zum Beispiel hat resigniert dann gesagt: „Hm, ja“. Jüngere Leute bei Sendern wie DT64 oder anderen,

die haben regelrecht protestiert. „Ein Stern fiel vom Himmel“, hieß ein Kommentar, weiß ich heute noch, von einer jungen Frau, die heute auch Korrespondentin der ARD ist. Und die noch Älteren, die Hardliner sozusagen, die wir damals nicht so nannten, die waren erlöst, dass endlich jemand diesem Gorbatschow einen Riegel vorschiebt. Es war kurioserweise der stellvertretende Postminister der DDR, der den „Sputnik“ von der Postzeitungsliste nahm.

Also insofern war diese Rundfunkzeit für mich und für einen anderen Kreis von Leuten auch eine Zeit unendlicher Bemühungen etwas zu verbessern. Denn es war so: Schon wenn man die Beschlüsse der Partei ernst nahm, konnte man in Konflikte mit der Partei kommen. Es gab in regelmäßigen Abständen zu verschiedenen politischen Feldern Beschlüsse des Zentralkomitees der SED. Ich kann mich zum Beispiel erinnern, es gab eine Erbekonzeption – wie hat die DDR mit dem Erbe umzugehen. Ich kann mich erinnern, es gab einen Kritikerbeschluss – einen Beschluss zur Kunstkritik in der DDR, mehr Offenheit, allen eine Stimme geben. Wenn man begann, das ernst zu nehmen, konnte man schon in Konflikte kommen. Damit hat man gelebt, mehr oder weniger zähneknirschend. Aber auch letztlich hatte man sich in diesen Dingen eingerichtet. Was mich betrifft, ich habe immer versucht das auszuweiten, indem ich mich mit Leuten umgab, auch in der journalistischen Praxis, die das ebenfalls kritisch sahen. Aber ich habe auch versucht in journalistischen Begegnungen Leute ins Programm zu bringen, wo ich dann selber, ich will mal sagen, mich aufrüstete. Ich habe in diesen Jahren mit so linken Leute wie Walter Jens oder Rolf Hochhuth oder Günter Wallraff stundenlange Interviews geführt. Diesen Zugang hatte man als DDR-Journalist, zu den wirklichen oder vermeintlichen Bündnispartnern in der Bundesrepublik zu gehen und mit denen zu sprechen. Also das konnte alles platziert werden. Günter Wallraff zum Beispiel, bei dem war ich in Köln, aber den habe ich auch in den Rundfunk der DDR eingeladen. Plötzlich habe ich anderthalb Stunden mit ihm im Technikraum P10, ich weiß noch wie heute, gesessen und die Leute guckten völlig aufgelöst: „Was, ist das der wirklich?“ In diesem Fall vollzog sich das gleiche Ritual. Ich wurde zum Intendanten bestellt: „Du Alfred, weißt du nicht, dass wir, wenn wir solche Gäste hier im Haus haben, dass wir da eine Bescheinigung brauchen von der Hauptabteilung I“. Und die habe ich dann beim nächsten Gast geholt. Ich erwähne das immer wieder deshalb, weil ich damit zeigen will, dass natürlich vieles möglich war und keiner, der aus der Reihe tanzte, erschossen wurde, wie das möglicherweise manchmal heute dargestellt wird.

Sie hatten schon angedeutet, mit dem „Sputnik“-Verbot näherte sich einiges, ich will mal nicht sagen zum Ende, aber es hat sich vieles verändert dadurch. Schließlich kam 1990 die Einigung und Sie wurden noch Chefredakteur – und zwar gewählt.

Ja, das waren alles kuriose Prozesse. Also zunächst mal war Schweigen. Die Administration im Rundfunk der DDR war wortlos in diesen Tagen. Man wusste, der Generalsekretär war schwer krank, von da kam auch nichts, und die Leute gingen auf die Straße. Es war interessant zu beobachten, wie dann in verschiedener Weise versucht wurde, diese Bewegungen in der Öffentlichkeit ins Programm zu tragen. In Leipzig ist da relativ viel gemacht wurden – in Berlin erst später. Aber im Rundfunk selber, in der Binnenstruktur des Rundfunks, gab es große Aufgeregtheit. Eine Versammlung jagte die andere. Plötzlich merkte ich dann im Laufe der Wochen und Monate, unter wie vielen Wi-

derstandskämpfern ich gearbeitet habe im Rundfunk der DDR. Es war ganz eigenartig, wer alles plötzlich entdeckte, dass er schon immer dagegen war. Das waren natürlich auch menschliche Enttäuschungen. Das gab es ja überall. Nebenbei gesagt, hat sich herausgestellt, dass einige der größten Widerstandskämpfer IMs der Stasi waren. Das hat sich dann erst ergeben, als man Akteneinsicht machen musste. Ich hätte das von mir aus selber nicht getan. Aber das sind sehr verzwickte Dinge, die sich da abgespielt hatten. Es gab im Rundfunk Runde Tische zu der Zeit. Die alten Leitungen gingen zum Teil freiwillig, weil sie wussten, dass sie in dieser oder jener Weise eingebunden waren in Aktivitäten auch der Staatssicherheit und ähnliches. Der von mir im Gespräch mehrfach zitierte Intendant Rolf Schmidt ist auch gegangen. An dem haben sich dann einige Kollegen auf Parteiversammlungen et cetera regelrecht abgearbeitet. Also auch in einer wirklich unschönen Art.

Dann, das ist ja bekannt, kam Herr Mühlfenzl mit einer Crew von Leuten, der den Rundfunk der DDR abzuwickeln hatte. Ich war in der Tat in dieser Zeit Chefredakteur, aber auch da muss man genau unterscheiden. Der Rolf Schmidt kam, ich war krank geworden in diesen Monaten. Ich lag im Krankenhaus mit einer Lungenentzündung, aus Tübingen kommend, und der Intendant besuchte seinen Mitarbeiter Eichhorn. Das war sensationell, weil er bei aller – ich sagte, er war ein feiner Kerl – sehr distanziert war. Er kam zu mir ins Oskar-Ziethen-Krankenhaus, ich sehe ihn noch vor mir, und sagte: „Alfred, werde wieder gesund, du musst auf den Stuhl“. Was heißt das auf Deutsch? Rolf Schmidt hatte erkannt, dass das Schiff sinkt und hat offenbar in mir einen Mann gesehen, der jetzt dringend in eine Leitungsfunktion muss. Aber offenbar war ich drei Wochen länger krank. Wenn ich zu dieser Zeit, inthronisiert von Rolf Schmidt, Chefredakteur von Radio DDR geworden wäre, dann hätte ich hinterher Versicherungen verkauft oder sonst was gemacht. Weil ich dann ein Kader der alten Administration gewesen wäre. Das ist mir erspart geblieben. Erst Wochen und Monate später bin ich Chefredakteur geworden. Ich will damit auch nur deutlich machen, von wie vielen Zufällen solche Karrieren und solche Dinge abhängen. Dann die Wendezeit, da gibt es eigentlich nur ein Wort: Es war atemlos.

Lassen Sie mich nochmal nachfragen: Sie sind aber damals als Chefredakteur gewählt worden von den Mitarbeitern, ist das richtig? Weil das ja meistens so üblich war.

„Gewählt“ ist nicht der richtige Ausdruck, „bestimmt“ würde ich sagen. Es gab große Versammlungen. Man wurde vorgeschlagen und eingesetzt. Bestätigt wurde ich letztlich zwei Mal durch den dann amtierenden Leiter der „Einrichtung“, hieß das damals, Christoph Singelnstein. Er hat mich sowohl in der alten Zeit, also in der Modrow-Zeit, zum Chefredakteur berufen, als auch später in der Zeit, als Lothar de Maiziére Ministerpräsident war. Das waren durchaus unterschiedliche politische Konstellationen. So war das aber. Wenn das Wort „gewählt“ fällt, dann denkt man, es waren da 200 Mitarbeiter und davon haben 184 gesagt „Ja“ und der Rest „Nein“. So war es nicht. Atemlos war die Zeit, man hat vieles gespürt, aber nicht begriffen – ich jedenfalls –, was da mit uns geschah. Herr Mühlfenzl, das ist ja hinlänglich in der Literatur beschrieben, was seine Anschauungen waren, hatte eine Crew, die jeden Montag mit einer Flotte von Mercedes-Autos auf das Gelände des Funkhauses fuhr. Komischerweise Mercedes, obwohl er aus Bayern kam. Der Mann brachte Leute mit wie Roland Tichy zum Beispiel. Auch

ein hinlänglich dokumentierter Medienjournalist und auch politisch aktiver Mann. Die dann auch erste Verbote und Restriktionen aussprachen gegenüber den Mitarbeitern. Auch gegen so einen Mann wie Jörg Hildebrandt zum Beispiel – er kam von der Evangelischen Verlagsanstalt, da war er Lektor – war stellvertretender Intendant geworden. Er kriegte einen Maulkorb und hat sich unwahrscheinlich gewehrt gegen Mühlfenzl, wurde dann auch entlassen. Also es gab kuriose Dinge, die man in der Zeit selber so nicht begriff.

Wir haben Interviews mit Leuten geführt. Ich kann mich erinnern mit Friedrich Nowottny, ganz naiv: „Sagen Sie Herr Nowottny, was kann man denn für den Erhalt der Medien in der DDR tun?“. Was aus heutiger Sicht natürlich völlig absurde Vorstellungen waren, weil man sich auch nicht in den Bewegungsformen auskannte. Der ARD-Vorsitzende zu dieser Zeit war Herr Kelm, der uns dann mehrfach besuchte. Mit dem wir auch sprachen. Wir fuhren plötzlich zu Medienkonferenzen, Medientagungen in Köln und weiß der Teufel wie. Aber wir hatten eigentlich zu dem Zeitpunkt, ich jedenfalls, noch nicht begriffen, wie die ganze Sache genau läuft. Inzwischen weiß man ja, dass die Dinge mit dem späteren Kulturstaatsminister Herr Neumann ganz klar strukturiert wurden. Man müsste vielleicht noch sagen, dass als die Anstalt dann geschlossen wurde, viele Leute wie die Sau vom Trog gegangen sind. Sie haben alles liegen lassen. Ich habe dann mit amerikanischen Journalisten nochmal das Funkhaus besucht. Wir haben in den Schreibtischen noch die Hausschuhe der Sekretärin gefunden. Also die Leute sind regelrecht geflohen.

Wir haben in den Schreibtischen noch die Schnapsgläser und die unabgewaschenen Kaffeetassen ausgeräumt und so weiter.

So in etwa muss das offenbar überall gewesen sein. Es war in dieser Zeit auch eine große Absatzbewegung. Mein Radio DDR wurde immer kleiner. Zuerst gingen die Musikredakteure, dann die Unterhaltungsredakteure, dann die Sportredakteure. Ich habe dann mehrfach Briefe an Christoph Singelnstein geschrieben, wie das Programm aufrechtzuerhalten sei. Aber das Positive dieser Zeit: Die Kollegen sind natürlich aufgewacht. Wir haben ein unwahrscheinlich attraktives Programm gemacht zu der Zeit. Ich habe die Hörerbriefe gesammelt und heute liegt noch eine Dokumentation da. Ein Riesenzuspruch von Hörern, immer verbunden auch mit dem Wunsch oder der Forderung, das Programm zu erhalten, was natürlich illusorisch war. Also eine aufregende Zeit, eine Zeit der Hoffnung, eine Zeit auch der Demütigung durch verschiedene andere Vorgänge, aber so richtig begreift man das erst wohl nach Jahren, was mit uns geschehen ist.

Noch eine Frage: Ich habe irgendwo gelesen, dass Radio DDR mit dem Saarländischen Rundfunk zusammengearbeitet hat.?

Na, Radio DDR nicht.

Das ist meine Frage, war das noch Radio DDR?

Das war Radio Aktuell, das war aber nicht so zu sehen, dass das die Institution war. Mich hat ein maßgeblicher leitender Redakteur vom Saarländischen Rundfunk ange-

rufen und hat mich gebeten, ob ich ihm einen Termin mit Hans Modrow machen könne. Damals war ich Chefredakteur. Ich sagte: „Ja, das versuche ich“. Das habe ich dann auch versucht. Irgendwann kam dann die Nachricht: „Ja, der Herr Modrow kann das heute Abend. Er ist heute Abend bei ‚DT64‘ und da kann das Interview gemacht werden“. Daraufhin habe ich in Saarbrücken angerufen und habe gesagt: „Herr Keller, das klappt leider nicht. Herr Modrow kann nur heute Abend“. Und da sagt er zu mir: „Wieso klappt das nicht? Ich komme“. Ich wusste zu dem Zeitpunkt natürlich nicht, dass es zwischen Berlin-Tempelhof und Zweibrücken im Saarland eine ständige Flugverbindung gab. So kam der angeflogen. Dann hat er das Interview gemacht mit Hans Modrow. Ich habe dann mit dem Kollegen Keller ein über viele Monate dauerndes kollegiales Miteinander gehabt. Wir waren zusammen in Brüssel und einem anderen Ort. Wir haben dann sogenannte deutsch-deutsche Gemeinschaftsinterviews geführt. Das war seine Idee. Also für mich wäre das nie so ein Fakt gewesen – ein „deutsch-deutsches Gemeinschaftsinterview“. Aber für ihn war das was. Wir haben zu der Zeit John Kornblum in Brüssel, den späteren US-Botschafter, sowie Portugalow, einen sowjetischen Parteiideologen, interviewt. Wir haben Frau Bergmann-Pohl, damals Volkskammerpräsidentin in der DDR, befragt. Also so ein ganzes Konglomerat von Leuten. Daraus haben wir auch ein kleines Büchlein gemacht. Das war die Zusammenarbeit zwischen dem Rundfunk der Noch-DDR und dem Saarländischen Rundfunk. Ich habe da auch viel erfahren, weil ich mehrfach in Saarbrücken war, wie da gearbeitet wird. Das war natürlich ein bisschen anders. Als wir da am Abend durch das Funkhaus liefen, sagte er: „Hier ist unsere Nachrichtenabteilung“ und machte die Tür auf. Da saß ein Mann da, das war der Nachrichtenredakteur. „Hm“, dachte ich. Die Hauptabteilung Nachrichten im Rundfunk der DDR, ich weiß es nicht genau, aber 40 Mitarbeiter hatte sie mindestens in verschiedenen Schichten mit Sekretärinnen, ein Riesenkopf. Also das waren alles so Unterschiede, die einem nach und nach bewusst wurden.

Das heißt, es war nicht eine beabsichtigte institutionelle Zusammenarbeit?

Nein. Sie müssen sich vorstellen, diese Wendezeit hat ja viele Leute im Westen, sage ich mal, regelrecht alarmiert. Was ist denn da los? Plötzlich stand da Hugo H. Mendelsohn aus Israel. Ein Mann, der älter war als ich. Der nun in der Jugend-Alijah aus Deutschland nach Israel gegangen ist. Dessen Herz natürlich für Berlin und Deutschland schlug. Der wollte wissen, was passiert ist. Mit dem Mann habe ich dann auch noch lange über deutsch-israelische Konflikte und Nahostkonflikt korrespondiert. Ich erinnere mich an eine Medienwissenschaftlerin aus den Vereinigten Staaten, Mary-Ellen Boyle, die ich dann nach der Wende auch mehrfach besucht habe in Los Angeles und San Diego. Sie wollte alles genau wissen: Wie hat sich das vollzogen? Wie ist das passiert? Man war also ständig in Bewegung zu erklären, was man selber nicht so richtig verstanden hatte. Dieses Interesse hält natürlich bis heute an. Es kommen Leute aus Norwegen oder sonst woher, die wissen wollen: Was ist damals mit euch geschehen und was ist passiert? Und so war das auch mit dem Saarländischen Rundfunk. Ähnlich war das gleich in der Nachbarschaft mit dem RIAS Berlin, die hatten einen in der Stadt und in der Medienszene bekannten Mann, Manfred Rexin. Das war ein Urgestein des politischen Bildungsrundfunks. Er rief an und sagte: „Herr Eichhorn, können Sie mir mal das und das aus ihrem Archiv besorgen“. Natürlich konnte man das zu der Zeit. Da hat man die Kollegen im Archiv gebeten: „Machen Sie doch mal einen Umschnitt von

der Sitzung der Volkskammer dann und dann“. Das wäre zu DDR-Zeiten wirklich das Todesurteil gewesen, wenn du als Redakteur einem Kollegen vom RIAS ein Band überlässt. Daraus entwickelte sich zum Beispiel eine Partnerschaft. Wir haben dann zusammen interviewt. Eine Ost-West-Berliner-Interview mit Karl Schirdewan. Karl Schirdewan war in der Parteihierarchie ein wichtiger Mann. Er war ein Ulbricht-Kontrahent, ist dank Ulbricht quasi aus dem Politbüro geflogen und in ein Archiv abgeschoben worden nach Babelsberg. Den Mann haben wir ewig und drei Tage in seiner Wohnung interviewt. Das ist auch alles gesendet worden. Also das waren alles sehr positive und ermunternde Erfahrungen in der Wendezeit. Daran denkt man gern zurück.

Ende 1991 war dann aber Schluss mit dem DDR-Rundfunk.

Ja.

Und was kam unmittelbar danach für Sie? Denn in Ihrer eigenen Biografie, die auf Ihrer Webseite steht, fehlt das Jahr 1992.

Der Rundfunk der DDR endete im Jahr 1991. Ich habe dort einen Abschlusskommentar geschrieben, den ich noch in meinem Archiv habe. Dieser Abschlusskommentar, in dem ich nochmal zurückblickte, wie ich diese letzten Jahre sah, den kann ich Ihnen gern zur Verfügung stellen. Der gefiel dem Chefredakteur Christoph Singelnstein gar nicht. Ich weiß bis heute nicht warum. Vielleicht habe ich zu tolerant über meine Oberen berichtet. Sie haben es ja gemerkt, dass ich auch hier im Gespräch mehrfach diesen Rolf Schmidt erwähnte. Aber ich bin, wie man so sagt, übernommen worden in das neue Programm Radio Brandenburg. Radio Brandenburg hat nicht lange bestanden. Wir blieben sitzen in Berlin.

Das gehörte doch aber zum ORB?

Das gehörte zum ORB.

Also der Rundfunk der DDR ging zu Ende. Ich war eigentlich in diesen ganzen Monaten nur beschäftigt mit Kündigungen, Kündigungsklagen et cetera. Dann wurde ich übernommen zu Radio Brandenburg. Nach einem halben Jahr bei Radio Brandenburg wurde ich aus der Probezeit entlassen mit noch drei anderen. Die, die sich, sagen wir mal, in der Wendezeit ziemlich aktiv zeigten, die wurden übernommen. Ich wurde entlassen von Christoph Singelnstein.

Grund? Wissen Sie das?

Das weiß ich nicht, nein. Ich habe vor, nochmal mit ihm darüber zu sprechen. Vielleicht in fünf Jahren, wenn er selber nicht mehr Chefredakteur des rbb ist. Er hat mir damals sinngemäß gesagt: „Alfred, du, für dich ist es besser, wenn du als Freier Journalist arbeitest“. Ich kann nur spekulieren. Ich weiß nicht, warum man mich entlassen hat. Er wollte mich offenbar aus den Zusammenhängen raus haben. Ich habe eine Vermutung, aber die behalte ich für mich. Er entließ mich, und der damalige Hörfunkdirektor des ORB, Herr Hirschfeld, ein Sozialdemokrat, der lange Zeit auch in der Sozialdemokrati-

schen Zeitung „Vorwärts“ in führender Position gearbeitet hat, rief mich an. Er war auch ein Mann von Kultur, ein seriöser Mann. Ich erwähne es deshalb, weil in dieser Wendezeit schossen überall Menschen hervor, die plötzlich ganz bedeutend waren, wo aber nicht viel dahinter war. Und dieser Hirschfeld rief mich an und sagte: „Herr Eichhorn, ich habe etwas für Sie. Kommen Sie dann und dann dort und dort hin. Ich möchte, dass Sie zum Rundfunksender Radio B Zwei gehen. Das ist zwar nicht Ihr Programm, aber dann sind Sie wieder drin“. Ich wusste gar nicht, was er damit meinte mit „wieder drin“. Das hat sich mir später erst erschlossen. Ich ging dann zum SFB mit noch einem Kollegen. Zwei Ossis gingen in das Haus des Rundfunks in die Masurenallee zum Sender Radio B Zwei. Radio B Zwei war so eine eigenartige Geburt. Man wollte einen in Westberlin erfolgreichen Sender – S-F-Beat hieß der – den wollte man wiederbeleben, aber nun mit Ossi-Komponente. Es war ein reiner Musikdampfer mit ganz wenigen Wortanteilen. Ich habe dort Wochen und Monate lang rumgesessen, weil ich wirklich nichts zu tun hatte. Doch eine ganze Zahl von Kollegen waren interessiert. Andere haben von mir und dem anderen Abstand genommen, so nach dem Motto „So Leute wie ihr müsst doch Blut an den Händen haben“, haben die zu mir gesagt.

Lange Rede, kurzer Sinn, das war eine komische Zeit. Aber auch da habe ich Leute getroffen wie den damaligen Hörfunkdirektor Herrn Wendland und andere, mit denen man ganz normal über die Zusammenhänge sprechen konnte. Dieser Sender B Zwei ging zu Ende. Der brach zusammen. Er war wirklich erfolglos sozusagen. Die konnten mich ja nicht ewig sitzen lassen, weil ich nun mal kein Discjockey war. Da liefen Leute rum, mit irgendwelchen Musikkartons, die verdienten 10.000 Mark im Monat, nur weil sie sich auf den Sender setzten und irgendwelche Menschen, die mir alle fremd waren, ansagten. Ich habe dort eine Sendung erfunden: „Radio B Zwei Spezial“. Die haben tatsächlich eine Stunde eingeräumt. Ich habe dort einmal in der Woche eine einstündige Sendung gemacht. Damit bin ich irgendwie im Westen, also im SFB, bemerkt worden. Es war so die Zeit, wo man Herrn Stolpe und Herrn Diepgen an einen Tisch setzte. Da ging es um Berlin-Brandenburg. Solche Dinge konnte man da. Das war möglicherweise für mich der Eintritt in das spätere Inforadio. Die haben gemerkt, die haben sich da einen aus dem Osten geholt, der mehr als bis drei zählen kann. So bin ich dann beim Zusammenbruch von B Zwei zum Inforadio gekommen.

Ich will nicht sagen, dass mich dieser Zwiespalt irgendwie zermürbt hätte, aber an der Fakultät für Journalistik in Leipzig, wo ganze Generationen von Journalisten erzogen wurden, galt das Wort von Wladimir Iljitsch Lenin – veröffentlicht, was weiß ich, 1900 oder 1901 in der „Iskra“. Sinngemäß: „Die Zeitungen sind nicht nur kollektive Propagandisten oder kollektive Agitatoren, sie sind auch gleichzeitig Organisatoren der Gesellschaft“. So sind ganze Generationen in der DDR erzogen worden. Egal, ob man da nun dran geglaubt hat im tiefsten Inneren, aber diese Credo stand über den Bewegungsformen im DDR-Journalismus. So waren auch die Anleitungen und Anweisungen, die man bekam. Mit diesem Gedankengebäude kam ich dann quasi in den Westen. Ich erinnere mich noch heute, da hat irgendjemand vom „Tagesspiegel“ ein Interview mit mir geführt: „Was wir hier machen, muss geil, romantisch und spannend sein“. Also das waren die neuen Leitlinien des Journalismus. Das habe ich natürlich umgangen und genau genommen – das hört sich jetzt pathetisch an – eigentlich das bruchlos weitergemacht, was ich in der DDR versucht habe. Zum Inforadio haben mich die Leute geholt. Ich

habe dort 15 Jahre oder wie lange jeden Sonntag eine Sendung gehabt, „Forum – Die Debatte im Inforadio“, und das war eigentlich eine schöne Zeit.

Der ORB hat Ihnen kein weiteres Angebot gemacht?

Naja, das sind dann aber schon Einzelheiten. Als ich entlassen wurde, hat mir der schon zitierte Hörfunkdirektor Hirschfeld – ich war dann ein paar Monate arbeitslos – die Redaktion einer Sendung gegeben. Der ORB hatte eine Sendereihe, die moderierte ein in der Region legendärer Mann, Lutz Bertram, ein blinder Moderator. Dessen Redakteur war ich dann. Da habe ich ordentliches Geld bekommen und konnte meine Familie auch ernähren, aber das währte nur ein paar Monate. Lutz Bertram wurde dann als Stasi-IM enttarnt. Das überschnitt sich dann mit meinem Einstieg in Radio B Zwei und Inforadio. Wenn Sie so wollen, hat mir der ORB dieses Angebot natürlich gemacht, denn das war der zitierte Hörfunkdirektor Hirschfeld, der mich zum SFB in die Masurenallee gebracht hat. Und dann kam das Inforadio.

Das Inforadio war doch aber eine Gemeinschaftsproduktion von ORB und SFB?

Das Inforadio hatte 1995 im August Sendestart. Das war eine mühsame Geburt zwischen SFB und ORB. Ich glaube, der Impetus kam eher aus dem SFB, aber es wuchs dann mehr und mehr zusammen. Heute, 20 Jahre danach, unterscheidet man kaum noch: Ist der von hier, ist der von da. Das hat sich also längst erledigt. Aber beim Inforadio waren dann erheblich mehr Kollegen aus dem Osten, als das vorher der Fall war.

Was mich interessiert, Sie waren ja eigentlich SED-Mitglied und sind das dann, glaube ich, auch geblieben, aber da kommen wir vielleicht nochmal darauf zurück. Wie konnte man da zum SFB gehen? Für die meisten Journalisten in der DDR hieß es doch: „Ach Gott, dieser Feindsender“.

Das gab es für mich nicht so etwas. Ich bin als parteiloser Mensch zur Fakultät für Journalistik gekommen in Leipzig, an das sogenannte „Rote Kloster“, was nie einer in meiner Zeit so genannt wurde. Also ich war parteilos. Zugegebenermaßen, wir waren ein oder zwei Leute, die nicht in der Partei waren in unserer Studentengruppe. Aber in dieser Zeit hatte ich mehrere Gespräche mit dem schon erwähnten Dozenten und praktischen Journalisten Willy Walther, der mir dann auf die Pelle rückte und sagte: „Alfred, Sie sind doch einer unserer besten Studenten“ – und so weiter und so fort. Und ich bin dann Kandidat der Partei noch im letzten Studienjahr geworden und dann Mitglied der Partei. Aber ich habe mich nie als einen, wie soll ich sagen, als einen Partei-Apparatschik gefühlt. Ich kam aus einer Familie... Mein Onkel, der dann auch in Leipzig wohnte, hat in der Nazi-Zeit Kommunisten auf dem Boden versteckt. Er hat die Arbeiterillustrierte, die AIZ, gelesen. Otto Thomas hieß er. Von dem Mann war ich beeindruckt. Was er an Menschlichkeit und an Theorien, was diese Bewegung betraf, mir vermittelt hat, das habe ich aufgenommen. Nebenbei gesagt sind das Dinge, die mir bis auf den heutigen Tag noch wichtig sind. Das hat dann nichts zu tun mit abstrusen Entwicklungen in der Partei, die, nebenbei gesagt, der Onkel, der dann fast 100 Jahre alt wurde, am Ende dann auch nicht mehr verstanden hat. Weder die Entwicklungen seiner Partei und schon gar nicht die Entwicklungen nach dem Mauerfall.

Also da habe ich ja tragische persönliche Brüche bei älteren Leuten erlebt. Das war bei mir nicht so. Weil man ist in Berlin auch aufgewachsen – in dieser geteilten Stadt. Ich habe früh um halb sieben RIAS gehört und um sieben den SFB und bin dann ins Funkhaus gefahren. Im Funkhaus hatte ich in meiner Redaktion vom ersten Tag an den „Tagesspiegel“, das „Handelsblatt“, die „Frankfurter Rundschau“ und die „Bild“-Zeitung. Das war alles vorhanden. Damit habe ich gelebt. Das wäre, glaube ich, am Sender Cottbus oder am Sender Rostock undenkbar gewesen. Aber insofern waren diese Stadt und auch dieses Haus offen. Dieses Rundfunkhaus in der Nalepastraße hatte eine große Monitorabteilung. Diese Monitorabteilung hat jeden Tag, jede Nacht die wichtigen Westsendungen abgehört und abgeschrieben. Diese Monitorabteilung hat jeden Tag die wichtigsten internationalen Pressestimmen von „Le Monde“ über „Le Figaro“ ausgewertet, übersetzt. Die lagen zusammen mit dem ADN früh auf dem Tisch. Das alles hatte man, hatte ich und jeder, der es haben wollte. Das macht eigentlich unser Versagen in vielen Bereichen, ich will nicht sagen noch schlimmer, aber es ist kein Ruhmesblatt, dass man dies alles wissend dennoch in vielerlei Hinsicht das falsche Pferd mit geritten hat.

Was den SFB betraf, ich bin da, wir alle sind eingeladen worden, DDR-Journalisten, im großen Lichthof dieses Senders. Ich weiß noch wie heute, haben uns da beschnuppert und Buletten gegessen. Was für mich auffällig war, die Hierarchen, also die Oberen des SFB und unsere, standen sofort in einer Ecke zusammen, verstanden sich prächtig. Das war schon überraschend. Unsere Hierarchen waren dann ein paar Monate später nicht mehr da. Und die damalige Programmchefin von Radio B Zwei, eine extrem linke Westberlinerin, die hat Abstand zu mir gehalten. Und zwar aus dem Grund, weil sie meinte, ihr, also ich, an der Spitze oder wer auch immer, ihr habt diesen Sozialismus, den wir auch wollten, an die Wand gefahren Das war die eine Flanke. Der damals amtierende Intendant, der hat mir bestenfalls, wenn überhaupt, mal mit dem Kopf zugenickt. Mit dem habe ich dann erst später bei so ähnlichen rundfunkpolitischen Gesprächen geredet. Die Leute haben, wie wir auch, dazugelernt und die Dinge sind dann nicht mehr so hektisch gewesen.

Ich habe im SFB und später dann rbb fast 20 Jahre gearbeitet und blicke ohne Groll und ohne irgendwelche Ressentiments auf diese Zeit zurück. Ich habe gemerkt, was die Journalistenkollegen aus dem freien Westen uns aus der DDR voraus hatten. Ich habe aber auch gleichzeitig gemerkt, wo sie uns, was gewisse Dinge des Journalismus und des Denkens über die Welt betrifft, nicht das Wasser reichen konnten. Da gibt es gravierende Unterschiede, die eben auch in der Erziehung der verschiedenen Generationen liegen. Das hat sich fortgesetzt bis heute und wird heute natürlich bei weitem überlagert davon, dass die traditionellen Medien, über die wir hier so sprechen – Radio DDR, Sender Freies Berlin – dass die in dieser reinen Form, wie wir wissen, gar nicht mehr existieren, sondern inzwischen technikgetrieben, profitgetrieben, Aufmerksamkeit erheischend ihr Dasein nicht gerade fristen, aber eben über die Wellen gehen. Das ist eine andere Radiowelt, die ich beim Inforadio noch gelernt habe. Zumindest was die technischen Abläufe betrifft. Das war so einfach nicht. Da habe ich, glaube ich, 14 Nächte dazu gebraucht, um mit den digitalen Möglichkeiten überhaupt zurecht zu kommen. Das kann man seriös nur machen bis 26, weil das dermaßen anspruchsvoll ist, und man hört das ja auch.

Bleiben wir nochmal bei dieser Zeit. Also 1993 bis 2009 SFB bzw. rbb? Was haben Sie da alles gemacht? Sie haben ja nicht bloß diese schon angedeutete Sendung gemacht?

Doch. Was soll ich denn noch machen? Also in der ersten Zeit, das sagte ich schon, bei Radio B Zwei, das war schwierig. Ich bitte Sie, ich habe als einzelner Mensch jede Woche eine öffentliche Veranstaltung organisiert und moderiert. Das ist eine Heidenarbeit. Da würden beim Westdeutschen Rundfunk sechs Leute dran arbeiten und bei Frau Illner oder wie die alle heißen 25 Leute. Und zwar in einem extra Büro. Ich hatte nicht mal eine Sekretärin. Ich habe dann, als die Administration merkte: „Mensch, der macht da ja einiges", eine sehr liebenswerte Kollegin zur Seite bekommen, die Programmassistentin war. Diese wöchentliche Sendereihe, die hat mich ausgelastet. Das waren jeweils vier oder fünf Leute, die in irgendeiner Stiftung saßen, in irgendeinem Hotel. Nachdem ich etwa sechs, sieben, acht Sendungen im Studio machte, kam der Chefredakteur Herr Holzhey, auch ein sehr verständnisvoller Mann, ehemaliger Kreuzchorsänger, auf die Idee: „Herr Eichhorn, können wir das nicht öffentlich machen, so alle Vierteljahre mal". Und aus diesem Vierteljahr wurde dann Woche für Woche. Ich habe mir dann Partner gesucht in den Berliner Landesvertretungen, in den Berliner politischen Stiftungen, in den Botschaften. Also alles was hier in der Stadt so kreucht und fleucht und habe das dann tatsächlich ununterbrochen machen können. Das war die eine Arbeit. Zweite Arbeit war ein wöchentliches Gespräch zu politischen Fragen der Zeit, was weiß ich, von Oskar Lafontaine bis wen gibt es noch.

Also doch noch was?

Ja, gut, aber das war eher was... Ja, doch noch was. Aber das war schon allerhand.

Wie hießen die Sendungen?

Die eine Sendung hieß „Forum - Die Debatte im Inforadio" und die andere hieß. Wie hieß die denn? „Das Gespräch", Oder? Die hatte einen ganz unverdächtigen Namen, so was wie „Das Gespräch" oder so ähnlich. Da ist man auf Leute zugegangen, die entweder historisch interessant waren oder die gerade in der politischen Bewegung waren. Wie zum Beispiel als Oskar Lafontaine Parteivorsitzender war, habe ich mit ihm in der Parteizentrale hier in Berlin gesprochen. Ich weiß noch, ich habe ihn auch gefragt, wie das mit Erich Honecker war. Er war bei Erich Honecker zu Gast und so. „Herr Lafontaine, Sie haben doch von Erich Honecker einen Pittiplatsch geschenkt bekommen. Wussten Sie überhaupt vorher schon, wer Pittiplatsch war?". Also diese Passage des Gespräches hat größte Aufregung in der Masurenallee hervorgerufen: „Da fährt der zum Parteivorsitzenden und fragt nach Pittiplattsch". Das verstanden sie nicht so. Dann habe ich natürlich in dieser Zeit mich auch Leuten genähert wie Egon Bahr mehrfach, Jochen Vogel, Richard von Weizsäcker. Das sind natürlich alles prägende Gestalten auch für meine politische Entwicklung gewesen aus der Perspektive der DDR. Das führte dann zu solchen Einwänden wie: „Nun hör doch mal auf, diese Schnabeltassen zu interviewen". Ich musste mich erst vergewissern, was Schnabeltassen sind. Das sind offenbar Leute, die nur noch aus der Schnabeltasse trinken. So blickte meine jüngere journalistische Umgebung auf so wahrhaft historische Leute wie Egon Bahr, Richard von Weizsäcker oder Jochen Vogel. Also das waren so Dinge, die haben mich aber nicht umgehauen. Wenn

sie die Wendejahre mit den Turbulenzen und mit den Brüchen einigermaßen schadlos erlebt haben, dann ficht sie das nicht mehr so an.

Ich habe dann meinen „Spaß“ daran gehabt, Dinge zu machen, auf die meine Kollegen im Westen nicht so gekommen wären. Zum Beispiel 1993 habe ich eine Diskussion gemacht, die hieß irgendwie, da müsste ich nachgucken, „Venceremos“ oder so ähnlich. Das hing mit Chile zusammen. Es war Jahrestag des Sturzes von Allende. Das war ihnen völlig unklar. Weil es für diese Leute nicht diese Bedeutung hatte, hier im Westen. Ich war in Vietnam und habe dort Losungen auf der Straße fotografiert, im bis heute kommunistischen – was man so Kommunismus nennt – Vietnam und habe in einer öffentlichen Sendung dann den letzten DDR-Botschafter mit diesen Losungen konfrontiert. Das haben sie so richtig nicht verstanden, da musste man erklären. Aber ich habe alle Themen selber vorgeschlagen, selber realisiert – bis auf eine Ausnahme – und wenn ich das meinen ehemaligen DDR-Kollegen erzähle, dass das so ist, das glauben sie mir nicht. Es ist aber so. Ich habe ein einziges Mal eine Bitte der oberen Leitung des Hauses bekommen, als im April 2005 ein Deutscher Papst wurde. Da sagte man mir: „Herr Eichhorn, können Sie nicht eine Sendung zum Papst machen?“. Ich sagte: „Selbstverständlich kann ich eine Sendung zum Papst machen“. Das war die einzige Bitte von oben.

Was das Hineinreden in Sendungen betrifft, gab es einmal von einem Hierarchen die Beschwerde: „Herr Eichhorn gibt den alten Eliten der DDR das Wort im Sender“. Das habe ich mir drei oder vier Mal durchgelesen. Ich bin aber zu der Überzeugung gekommen, dem zu erklären, warum ich das mache, hat keinen Sinn. Diese Sendung hatte ich mit der Ebert-Stiftung zusammen gemacht. Ich habe da einen bis heute sehr aktiven Mann kennengelernt, Axel Schmidt-Gödelitz. Der auch aus der Umgebung von Egon Bahr stammt und der sich bis heute in einem Ost-West-Forum mit solchen Dingen befasst auf einem Gut Gödelitz irgendwo. Dem habe ich den Brief gezeigt und der hat dann Kraft seiner Wassersuppe dem Hierarchen einen Brief geschrieben, wie sich das wohl verhalten müsse mit dem Zusammenwachsen beider Staaten. Das waren so aus dem Alltag herausfallende Erlebnisse. Mehr nicht. Als die erste Intendantin der ARD, Frau Reim, kam, die hat dann über meinen Chefredakteur öfter mal Faxe geschickt, warum Herr Eichhorn wieder keine Frau in der Runde hatte. Ja, gut. Das kam drei oder vier Mal und da hat man irgendwas geantwortet. Aber das war es auch. Ich habe frei und selbstbestimmt arbeiten können bis zum letzten Tag und darüber hinaus.

Es war interessant mit vielen Partnern, Partnerinstitutionen auch zusammenzukommen. Man hat mir dann nach der Berentung noch ein Jahr geschenkt. Das habe ich mit der Hertie School of Governance gemacht. Das ist hier in Berlin eine Eliteschule, wo so Leute ausgebildet werden, die für Führungsfunktionen vorgesehen sind. Dort habe ich noch eine Serie gemacht mit Politikern, die mir wichtig waren, wie Herrn Ischinger. Das waren Stundengespräche mit einzelnen Leuten. Herr Ischinger, der inzwischen die Sicherheitskonferenz in München leitet. Oder mit so Leuten wie Herrn Bütikofer, der ja heute auch noch im grünen Kampf ist, aber der aus einer ganz linken KPD-Bewegung kommt. Also, wie sich solche Biografien entwickelt haben, das hat mich dann schon interessiert.

Das war also der Übergang zum Ruhestand?

Ja.

Aber Ruhestand war ja nicht.

Ja, doch Ruhestand ist es.

Aber Sie verhalten sich nicht so.

Naja, Journalist, das ist offenbar so wie Pastor. Das ist man eben bis zum Ende. Also die, die den Hammer fallen lassen oder das Mikrofon, die waren auch zur aktiven Zeit offenbar nicht besonders engagiert. Natürlich arbeite ich weiter, weil erstens hält das jung, geistige Beweglichkeit, und zweitens gibt es viel zu tun. Ich mache jetzt zur Zeit Veranstaltungen oder werde gebeten Veranstaltungen zu moderieren. Das resultiert alles aus der journalistischen Vergangenheit. Ich werde von Leuten angefragt. Aber ich versuche auch selber mir noch Klarheit zu verschaffen in Gesprächen über die Zeit des Umbruchs. Ich habe auch verschiedene Stellen, wo ich das mache – im Brecht-Literaturforum oder in der Rosa-Luxemburg-Stiftung oder in der Urania in Berlin. Wenn ich so an die letzte Veranstaltung denke... Ich habe selber ein Interesse daran, wie sieht Manfred Stolpe heute seine Zeit im Brecht-Zentrum? Wie blickt er inzwischen darauf? Das sind Menschen, die sind schon über 80. Wie denkt Hans Otto Bräutigam, der ehemalige ständige Vertreter und Brandenburgische Justizminister, über die Zeit des Umbruchs nach, den er ja mitgestaltet hat. Wie empfindet Petra Pau ihre Rolle als ehemalige Pionierleiterin auf dem Podest des Deutschen Bundestages. Das finde ich sind so spannende Dinge und sich damit zu befassen, ist, finde ich, auch im Ruhestand keine verlorene Zeit.

Sie haben, das ist auch sehr deutlich geworden, vorwiegend Gespräche moderiert. Wie kommt es zu diesem Lieblingsgenre? Ist Ihnen das angeboren oder haben Sie dazu sonst irgendeine besondere Beziehung oder hat Ihnen das jemand nahegelegt oder wie?

Vielleicht war es zu DDR-Zeiten die Scheu, sich zu gewissen Dingen allzu sehr zu positionieren. Deshalb habe ich andere reden lassen. Ich habe zu DDR-Zeiten zusammen mit meinem Intendanten jahrelang die Reihe gemacht „Journalisten fragen“. In dieser Reihe lief immer Freitag eine halbe Stunde, in der ist bis auf Erich Honecker alles was in der DDR Rang und Namen hatte in das Funkhaus gekommen. Wir haben über aktuellpolitische Entwicklungen versucht zu sprechen. Mit Fritz Streletz über die DDR-Landesverteidigung, mit Hartmut König über die Singebewegung und Kulturentwicklung und so weiter und so fort – mit Harry Tisch. Also was man sich so denken kann. Das hat sich dann so eingeschliffen. Das denkwürdigste Gespräch, nebenbei gesagt, in dieser Zeit war ein Gespräch mit Margot Honecker. Die Vorbereitung eines Gespräches mit Margot Honecker hat in der DDR Wochen gedauert. Man schickte ununterbrochen Fragevorschläge, Fragekomplexe an das Büro der Genossin Margot Honecker. Die Referentin hieß, glaube ich, Schulz oder so ähnlich. Auch legendär in Ostberliner Journalistenkreisen, die immer wieder neue Anforderungen stellte und Korrekturen einbrachte. Es kam

der Tag, da kam Margot Honecker in den Block E des Funkhauses in die Nalepastraße. Die Interviewer waren der Intendant von Radio DDR, der Fachredakteur für Bildungspolitik und der Gesprächsführer, ich. Margot Honecker setzte sich auf die Couch ohne irgendeinen Zettel, ohne irgendeine Notiz und führte mit uns ein über einstündiges Gespräch über die kommenden Aufgaben der Bildungspolitik in der DDR. Das dann im „Neuen Deutschland“, nebenbei gesagt, abgedruckt wurde. Diese Frau sprach druckreif und in weiten Teilen auch überzeugend. Die unendlichen Vorbereitungen, Briefe und Faxe, hat sie offenbar nie gesehen. Damit will ich auch nur sagen, wie sich in der DDR Journalismus und journalistische Praxis verselbstständigte in einer kuriosen Art und Weise. Das Gespräch mit dem stellvertretenden Verteidigungsminister, da mussten die Fragen auch vorher eingereicht werden, kam als vertrauliche Verschlusssache vor der Aufnahme auf unseren Tisch. Da waren überall so rote Ecken eingestanzt. Ein Rundfunkgespräch kommt schon aufgeschrieben als vertrauliche Verschlusssache. Also solche wunderbaren Wildwüchse, über die man im Nachhinein lachen kann, die gab es. Das war der Ursprung von Gesprächen in der DDR.

Dann habe ich natürlich versucht, was ich schon angedeutet habe, über politische Zuhandenheiten in der DDR, aber auch im sozialistischen Lager ganz allgemein eben mit Leuten zu sprechen, die das aus der Bundesrepublik sahen. Ich habe schon gesagt, das waren die vermeintlich linken Bundesgenossen, ob sie es waren oder nicht. Dann entstanden eben Gespräche, was weiß ich, mit Peter Härtling, der gerade in letzter Zeit verstorben ist, Franz Xaver Kroetz, mit Wallraff, den ich schon erwähnte, mit Dürr, mit Hans Mayer in Tübingen. Also alles durchaus interessante Menschen. Ich bitte Sie, das waren für mich lehrreiche, interessante und zum Teil auch abenteuerliche Begegnungen. Das hat mehr Spaß gemacht als zu kommentieren: „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen“, „Es lebe der 40. Jahrestag der Oktoberrevolution“. Also ja, vielleicht war es auch, ist es bis auf den heutigen Tag, auch das Bestreben, solchen Leuten nahe zu kommen. Wir sprechen ja gerade jetzt über Nähe von Journalismus und Politik, aber man braucht keine Angst zu haben. Weder Golo Mann noch sonst wer hätten sich von mir beeinflussen lassen. Es war einfach interessant, diese Leute kennenzulernen.

Aber in anderen Genres haben Sie sich nicht ausprobiert?

Doch, natürlich habe ich Kommentare geschrieben, die habe ich alle noch zu Hause – Kommentar des Tages. Ich gehörte zu denen, die Tageskommentare geschrieben haben – selbstverständlich. Ich habe Dokumentationen gemacht, montierte Sendungen. Weil wir hier gerade am Kurfürstendamm sitzen: Ich hatte zum Beispiel Heinz Galinski, den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, hier in Westberlin besucht. Mit solchen Leuten dann Montagen zu machen, zwischen Gespräch und Dokument, das mischen, das war eine Form. Ich kann nicht nur Gespräche.

Wir hatten vorhin schon mal angefangen mit ihrer politischen Orientierung, dass Sie dann also noch während des Studiums in die SED gegangen sind. Wie hat sich das dann weiterentwickelt und wo stehen Sie heute?

Ich war in dieser Partei bis zum Ende. Ich hatte 1981/82 so in diesen Jahren zum ersten Mal gemerkt, dass hier irgendwas nicht stimmt. Weil man ja total blind sein musste,

und da waren genügend total Blinde. Ich habe, was dem ein oder anderen vielleicht völlig unverständlich ist, ich habe 1981 gebeten, die Parteihochschule besuchen zu können, weil ich gedacht habe: „Du hast irgendwo nicht aufgepasst, du musst das alles nochmal lernen“. Ich bin in der Tat ein Jahr, 1981, in diese Schule gegangen. Ich habe mir vorher ein Parteiabzeichen besorgt, weil ich wusste, das muss man da umbinden, also anmachen. Und habe dort sehr interessante Erfahrungen gemacht. Ich bin dort in der Seminargruppe mit wirklichen oder vermeintlichen Eliten der DDR zusammengekommen – mit dem stellvertretenden Botschafter in Italien, mit dem stellvertretenden Generaldirektor der Leuna-Werke, mit dem Präsidenten des Amtes für Messtechnik und sowieso, mit dem ersten Kreissekretär von da. Also ich habe eine Umgebung gehabt, die ich vorher nicht hatte. Denn diesen Funktionärstyp in Reinkultur, den gab es im Rundfunk nicht – also jedenfalls im ganz geringen Maße. Dort habe ich ein Jahr gesessen, gehört und bin eigentlich ohne Gewinn und ohne Schaden wieder zurück zum Rundfunk der DDR gegangen. Der einzige Gewinn bestand eben darin, diese Leute kennenzulernen. Bis auf den heutigen Tag habe ich mit dem einen oder anderen noch Kontakt. Manche von denen haben diese Zeit völlig vergessen, wollen überhaupt nicht erinnert werden, dass sie je in diesem Haus am Köllnischen Park gesessen haben.

Das war ein Stück Partei. Dann kamen die letzten Parteiversammlungen im Rundfunk der DDR. Das waren zum Teil gespenstische Veranstaltungen. Dort haben sich Leute entpuppt, die sich gegenseitig bekriegten, die ihren Opferstatus zementierten. Das war einfach erschreckend. Ich war nun gewiss kein 600-Prozentiger, aber wie das auseinander lief, das war einfach beschämend. Letztlich Ausdruck dessen, wie verlogen vieles war, dem wir über Jahre nachgegangen sind. Dann gründeten sich die Parteiorganisationen, Rundfunk wurde aufgelöst und man wurde gebeten, sich in den Ortsverband zu begeben. Dann war ich in Berlin-Lichtenberg zu einer Versammlung. Dann habe ich die Leute gesehen, die um mich herumsaßen: Tut mir leid, aber das war dann mein Abschied von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Das Parteibuch habe ich noch für meine Kinder.

Ich bin parteilos. Ich habe auch keinen Ehrgeiz, wie manche, jetzt mich noch schnell zu bemühen in die SPD einzutreten. Auch so etwas kenne ich – also kuriose Dinge. Ich sage: „Hast du nicht die Schnauze noch voll von den letzten 20 Jahren?“. Ich bin im Verein „Gegen Vergessen – Für Demokratie“. Da bin ich unmittelbar in den Wendejahren angehalten worden von dem schon zitierten RIAS-Redakteur Manfred Rexin. Das waren sehr spannende Begegnungen in den Jahren unmittelbar nach der Wende. Man kam in Hintergrundgesprächen mit Westberliner Politikern zusammen, wie Hanna Renate Laurien, und auch mit Kollegen. Das war eine interessante Zeit. Aber da bin ich eigentlich im Moment oder überhaupt auch nur noch Mitglied und eine Karteileiche, denn dieser Verein hat sich wie vieles nach der Wende auch gewandelt. Es ist inzwischen ein Verein von so berufsmäßigen Nachdenkern und Aufarbeitern. Die laden dann ein zur Jahrestagung in Bad Honnef oder sonst wo. Was soll das? Aber ich bin noch Mitglied, ansonsten bin ich parteilos.

So, zwei Fragen hätte ich noch zum Ende: Was war das Schönste in Ihrem ganzen Berufsleben?

Das gibt es nicht. Das Schönste in meinem Berufsleben war oder ist, dass ich durcharbeiten konnte. Ich habe 20 Jahre in der DDR und 20 Jahre im Westen gearbeitet. Das war nur ganz wenigen vergönnt und das können sie schön nennen, aber ob es nun ein großes Erlebnis war, mit Helena Vondrackova bei der Fernsehsendereihe „Spielstrasse“ zu stehen, oder ob es das Ergreifendste war, mit Hans Mayer oder Walther Jens in Tübingen zu sitzen – sicher das waren alles schöne Dinge. Dazu kommen natürlich die vielen bedrückenden Stunden in der DDR, der Routine. In der DDR fing man nämlich früh um acht an zu arbeiten und hatte die Redaktion vor sich sitzen und ging um neun in die erste Sitzung, halb elf in die nächste. Das war alles, aber das war manchmal nicht besonders schön.

Soll ich das gleich als Antwort auf die Frage nehmen: Worüber haben Sie sich am meisten geärgert? Ich glaube nicht.

Geärgert, naja, ich und die Leute mit denen ich zusammengearbeitet und gedacht habe, wir waren schon enttäuscht und haben uns schon geärgert. Wir sind dadurch ja auch abgestumpfte Leute geworden. Wenn wir zu Zeiten der DDR uns stundenlang hingesetzt haben, Papiere geschrieben haben, uns Gedanken gemacht haben über Strukturen und Inhalte von Sendungen, die dann einfach mehr oder weniger in den Papierkorb gewandert sind. Das war auf die Dauer frustrierend. Das kann man schon sagen.

Ich ärgere mich heute, dass ich in der Zeit nicht ordentlich Englisch gelernt habe. Denn wer nicht ordentlich Englisch kann, kann weder heute noch morgen in dieser neuen Gesellschaft Essentielles leisten in einem größeren Kontext. Aber egal, ob ich bei der Bertelsmann-Stiftung sitze oder dem Wirtschaftsforum der „Süddeutschen Zeitung“, ich schäme mich nicht, mir einen Kopfhörer zu holen, wenn der britische Brexit-Minister Davidson spricht und ich ihn doch genau verstehen will. Englisch hätte man lernen sollen.

Hätten Sie jetzt noch etwas von Ihrer Sicht, was sie noch hinzufügen möchten.

Sie merken ja, man kann stundenlang erzählen. Nein, Sie müssten schon konkret fragen.

Nein, ich bin jetzt eigentlich mit dem, was ich wissen wollte, durch.

Naja, es gibt im Nachhinein, da man ja älter wird und es auch manche Leute gibt, die dann nicht mehr bei einem sind, die Menschen an unserer Seite waren, aber plötzlich verschwunden sind, Gelegenheit zur Nachdenklichkeit über Begegnungen, die man mit diesen Leuten hatte. Wenn ich an Gisela May denke, zum Beispiel. Man hat, also ich zumindest, damals mit der Unerschrockenheit, der Ignoranz, wie es so im Westen zugeht, viele Interviews mit ihr gemacht. So nach dem Motto: „Gisela May, Sie sind gestern in New York aufgetreten, was haben denn heute früh die Zeitungen geschrieben?“. Keine Sau hatte überhaupt gemerkt, dass Gisela May in New York war. Über solche Konstellationen denke ich nach, die man dann gerne nochmal getroffen hätte. Gisela May ist eine davon. Die Reihe lässt sich leider fortsetzen mit vielen Leuten. Also da würde ich gern nochmal gemeinsam nachdenken, über das was war.

Alles klar. Dann bedanke ich mich.

Keine Ursache.

Ach so. Das würde ich nun doch schon noch ergänzen. Mensch, was ich alles gemacht habe. Wenn Sie fragen, was mir Spaß gemacht hat, woran ich gern zurückdenke, dann sind das zwei Versuche, der eine besonders gelungen im Featurebereich. Ich habe zusammen mit meinem Kollegen Reinhardt mir einen Jugendtraum erfüllt. Ich bin die Friedensfahrt mitgefahren und zwar im Auto. Es war die 40. Friedensfahrt. Das hängt auch damit zusammen, dass ich vorhin über Heinz Florian Oertel sprach. Course de la Paix, Romeo Venturelli und so weiter, diese großen Bilder, die er entwarf von dieser Friedensfahrt, die für uns als junge Leute eine wichtige Rolle gespielt hat. Weil auch das ein Stück Welt mitten in der DDR war. Also die Friedensfahrt mitgefahren und daraus ein Feature gemacht. Das Feature hieß „Rider in Front". Das Wort „Rider in Front" entstand deshalb, weil es einen Streckenfunk gab bei der Friedensfahrt in englischer Sprache. Das begann immer mit den Worten „Rider in front number 4-7-13". Und da hatte das Feld dann Orientierung, wer führt. Diesen ganzen Teppich des Sprechfunks haben wir in diesem Feature als Hintergrund verwendet. Das Problem war nur, die stellvertretende Chefredakteurin des DDR-Rundfunks war dagegen – „Wie kann man ein Feature über die Friedensfahrt in englischer Sprache ‚Rider in Front' nennen?". Ich sage: „Christa, weil das so und so war". Sie sehen, solche Denkmuster, solche stoischen Verhaltensweisen haben sich bis ins Jahre 1987 natürlich erhalten. Das Feature ist dann zum Prix Italia nominiert worden, gewonnen haben wir ihn nicht.

Ein zweites Feature hatte ausgesprochene Durchschlagskraft und hängt auch sicherlich mit meiner Weiterbewegung im journalistischen Kontext nach der Wende zusammen. Ich weiß noch wie heute, ich kam an einem Tag mit einem Taxi ins Funkhaus gefahren, was sehr selten war. Weil wir einen Funkbus hatten, der die Leute ins Funkhaus fuhr. Und hinter mir saß eine junge Frau, die unterhielt sich mit einem anderen. „Hey, hast du gehört, heute Abend im Deutschen Theater ist eine Veranstaltung mit Walter Janka". Da habe ich mich dann erkundigt. Es ging um Walter Janka. Walter Janka, der Leiter des Aufbauverlags war in der DDR. Von dem ich wenig wusste zu der Zeit. Walter Janka, der in großer Kontroverse von Harich war. Walter Janka, der als Genosse in Bautzen gesessen hat, sprach im Deutschen Theater über sein Leben und über sein Buch „Schwierigkeiten mit der Wahrheit". Er legte also als ehemaliger Aufbauverlagsleiter, als führender Mann der DEFA, überhaupt als wichtiger Genosse, seine Erfahrungen im Parteiapparat dar. Ein atemloses Publikum, eine Riesenresonanz im Westen auf dieses Buch. Er hatte auch eine persönliche Fehde mit Erich Mielke.

Diese Veranstaltung habe ich instinktiv, weil so was hat man im Bauch, mitschneiden lassen. Sowohl diesen Vortrag von ihm als auch die Reaktion im Publikum als auch Umfragen, die ich dann im Foyer gemacht habe. Und daraus habe ich zusammen mit meinem Kollegen Andreas Reinhardt ein Feature gemacht. Das hieß „Zwischen Atemlosigkeit und Mut". Das ist hoch und runter gelaufen auf allen Sendern mehrfach. Das war quasi der Beleg, dass der Rundfunk der DDR an den revolutionären Bewegungen 1989 Anteil hatte. Wir haben dann noch ein Buch gemacht dazu mit Hörerresonanz, was die Leute uns geschrieben haben zu diesem Buch. Das war eine sehr schöne Erfahrung in der Wendezeit. Das hat, glaube ich auch, den einen oder anderen sowohl auf Reinhardt als auch auf mich aufmerksam gemacht. Ohne dass wir da irgendwie eine Heldentat

vollbracht haben. Aber wir haben mit diesem Feature einfach die Gelegenheit ergriffen, wie das viele andere Kollegen in dieser Wendezeit auf ihrem Gebiet auch taten. Eine Featuredokumentation von Radio DDR von der Hauptabteilung Funkdramatik. Daran denke ich sehr gern zurück.

(Die rundfunkhistorischen Gespräche werden freundlicherweise von den Landesmedienanstalten mabb und LfM finanziell unterstützt.)